

(Nachdruck verboten.)

45)

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Seine Kinnbäden arbeiteten mit der Regelmäßigkeit eines Mühlrades, und gleichzeitig berechneten seine starr auf die Tiefe des Topfes gerichteten Augen die Zahl der Reisen, die seine Hand noch unternehmen mußte, um das Ganze in seinen Magen zu befördern.

Von Zeit zu Zeit hielt er an und sah nach dem Jäger. Bei Gott, ein ehrenhafter, fleißiger Mensch darf selbst im Vergnügen seine Pflicht nicht versäumen. Er spähte über die Barke hinaus, und als er die Vögel näher flattern sah, gab er seine Ansicht folgendermaßen ab:

„Don Joaquim, jetzt kommen sie von Palmar her . . . Don Joaquim, jetzt von Saler.“

Dann fühlte er sich von dieser Anstrengung ermüdet, weichte kräftig den Schlauch ein, der den Wein enthielt und begann seine Unterhaltung mit den Töpfen aufs neue.

Sein Herr hatte kaum drei Vögel erlegt, da stellte Sangonera bereits den ersten vollständig leeren Topf beiseite. Auf dem Grunde klebten noch einige armselige Stücke. Der Vagabund fühlte einigermaßen Gewissensbisse. Was blieb denn für seinen Herrn, wenn er alles aufaß? Doch während er die anderen, sorgfältig verschlossenen Töpfe, die am Riel standen, betrachtete, trieb ihn seine Neugierde, den zweiten zu öffnen.

Gerechter Gott, welche Ueberraschung! Ein Schweinsrücken, Würste, alles vom Besten; ganz kalt, aber mit einer Fettlage bedeckt, deren Geruch einen tiefen Eindruck auf den Vagabunden machte. Wie lange, Du lieber Gott, hatte sein an das weiche, geschmacklose Fleisch der Aale gewöhnter Magen die süße Lust der guten Dinge, die man auf dem Festlande fabrizierte, nicht mehr empfunden. Sangonera warf es sich als einen Mangel an Respekt gegen seinen Herrn vor, wenn er den zweiten Topf verschmähte. Das wäre gewissermaßen ein Beweis der Verachtung gegen die Küche des Don Joaquim. Gewiß würde der Jäger wegen eines Wissens mehr oder weniger nicht böse werden.

Und zum zweiten Male setzte er sich, mit dem zweiten Topf zwischen den Beinen, in der Barke nieder. Sangonera führte behaglich die Bissen zum Munde mit geschlossenen Augen, um ihr langsames Herabrutschen in seinen Magen besonders würdigen zu können. Was für ein Tag, Du lieber Gott, was für ein Tag! Er glaubte, er finge jetzt überhaupt erst an zu essen. Mit wahrer Verachtung betrachtete er den ersten leeren Topf, den er in einen Winkel der Barke verbannt hatte. Das wäre gewissermaßen nur ein Vorspiel gewesen, um den Magen zu täuschen und die Kinnbäden zu üben. Aber das wahre Gute enthielt erst dieser. Die Würste, die Nieren, der Rücken mit dem zarten Fleisch, das zwischen den Zähnen zerschmolz, — alles war so saftig, daß der Mund unaufhörlich ein neues Stück verlangte, dann wieder ein anderes, ohne sich jemals sättigen zu können.

Als er sah, mit welcher Leichtigkeit der zweite Topf leer wurde, empfand Sangonera das dringende Bedürfnis, sich jetzt seinem Herrn auch dienstbar zu zeigen, gewissenhaft seinen Verpflichtungen nachzukommen, und so blickte er, ohne seine Kinnbäden einen Augenblick ruhen zu lassen, nach allen Seiten und stieß Schreie aus, die wie ein regelrechtes Gebrüll sich anhörten.

„Jetzt kommen sie von Saler . . . jetzt von Palmar!“

Um sich seine Kehle nicht zu verstopfen, ließ er den Schlauch keinen Augenblick in Ruhe. Er kostete und kostete immer wieder diesen Wein, der viel schöner schmeckte, als bei Releta. Die rote Flüssigkeit schien seinen Appetit zu reizen und öffnete immer neue Kammern in seinem ungeheuren Magen. Seine Augen glänzten im Feuer eines seligen Rausches, sein Gesicht färbte sich erst dunkelrot und nahm dann eine violette Farbe an, ein schreckliches Aufstoßen erschütterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Mit wohlwollendem Lächeln schlug er sich auf den reichlich gefüllten Bauch.

„Na Du, wie gehts Dir denn?“ fragte er seinen Magen,

als spräche er mit einem Freund, indem er heftig auf ihn klatschte.

Sein Rausch war schöner als je, es war der Rausch eines fatten Mannes, der in voller Verdauung trinkt; nicht die traurige, melancholische Betrunktheit, zu der er sonst in seinem Elend gelangte, wenn er mit leerem Magen Becher auf Becher hinuntergoß und sich von Leuten freihalten ließ, die ihm wohl zu trinken gaben, aber nie ein Stückchen Brot.

Er versank in einen lächelnden Rausch, ohne das Essen aber einen einzigen Augenblick einzustellen. Der Albuferasee erglänzte ihm in rosenfarbigem Lichte. Der leuchtend blaue Himmel kam ihm glänzender vor, und ein Lächeln schien auf der ganzen Umgegend zu schweben, wie er eines Nachts auf dem Wege nach der Dehesa bemerkte. Nur eins erschien ihm wahrhaft schwarz und machte den düsteren Eindruck eines leeren Grabes, nämlich der Topf, den er noch immer zwischen die Beine preßte. Er hatte ihn vollständig geleert, es war absolut nichts mehr darin.

Von seiner Gefräßigkeit gleichsam betäubt, blieb er sitzen. Bald aber erschien der Appetit von neuem, und um das bittere Gefühl seiner Schuld zu verschleppen, packte er wieder den Schlauch und trank einen tüchtigen Schluck. Er lachte laut bei dem Gedanken, was man wohl in Palmar sagen würde, wenn man seine Heldentaten erfuhr, und mit dem Wunsch, sie zu vervollständigen, indem er von allen Vorräten Don Joaquims kostete, öffnete er den dritten Topf.

Du süßer Jesus! Zwei Kapaune lagen auf dem Boden des irdenen Topfes mit goldgelber, vom Fett triefender Sauce, zwei richtige Geschöpfe des lieben Gottes, ohne Köpfe, die Schenkel mit Bindfäden am Körper angebunden, gut gebraten und mit weißer, üppiger Brust. Wenn er sich nicht ein wenig mit ihnen befreundete, wäre er wahrhaftig kein Mann gewesen. Während dessen schob Don Joaquim ruhig weiter . . . Wie lange Zeit war es wohl her, daß er, Sangonera, an einem solchen Feste teilgenommen. Er hatte seit der ganzen Zeit, wo er Tonet als Spürhund diente, kein Fleisch mehr genossen. Doch wenn er an das faule Fleisch der Seebögel dachte, wurde das Vergnügen, das er beim Verschlingen der beiden Kapaune empfand, noch stärker. Und ebenso herrlich war der Genuß, als er die goldgelbe Haut zwischen die Zähne preßte, während das geschmolzene Fett ihm über die Lippen lief.

Er aß mit der Regelmäßigkeit eines Automaten, mit dem festen Willen, immer mehr und mehr zu kauen, und blickte dabei auf den Grund des Topfes, gerade, als wenn er eine bestimmte Arbeit zu vollenden hätte.

Von Zeit zu Zeit empfand er eine kindliche Aufregung, es packte ihn die Lust des Trunkenboldes, sich zu zanken oder zu spielen. Er nahm Äpfel aus dem Obstkorbe und schleuderte sie nach den in der Ferne vorüberziehenden Vögeln, gerade als wenn er sie dadurch hätte töten können. Für Don Joaquim empfand er eine innige Zärtlichkeit, denn ihm verdankte er ja das ganze Glück; er hätte ihn bei sich haben mögen, um ihn zu umarmen; wenn er zu ihm sprach, duzte er ihn mit ruhiger Unverschämtheit und rief, ohne daß sich auch nur ein einziger Vogel am Horizont zeigte, mit lauter Stimme:

„Schieß, Freund, schieß, sie kommen zu Dir!“

Der Jäger erhob sich hastig und blickte entsetzt nach allen Seiten. Man sah auch nicht die Schwanzfeder eines Vogels. Was erzählt ihm denn dieser Narr? Er hätte lieber die Wasserhühner aufheben sollen, die um den Posten herum schwammen. Doch Sangonera legte sich wieder in der Barke nieder, ohne seinen Auftrag zu erfüllen. Er hatte ja Zeit, das würde er schon später besorgen. Er sollte nur recht viel schießen, das war sein einziger Wunsch. . . In seinem Verlangen, alles zu kosten, entforste er jede Flasche, trank wild durcheinander Rum und Absinth, und der Albuferasee verdüsterte sich vor seinen Augen, während doch die Sonne hoch am Himmel stand. Seine Beine, die er überhaupt nicht mehr zu bewegen vermochte, waren auf den Planken der Barke wie angenagelt.

Zur Mittagszeit rief Don Joaquim, der vor Hunger umkam und seinen Posten, auf dem er bis dahin unbeweglich stehen geblieben war, gern verlassen wollte, seinen Schiffer:

„Sangonera! Sangonera!“

Der Baga und erhob den Kopf aus der Barke, sah ihn starr an und wiederholte, er käme gleich. Dabei rührte er sich aber nicht, als wenn man ihn überhaupt gar nicht gerufen hätte. Als der Jäger ihm aber, rot vom Schreien, drohte, er würde einen Schuß auf ihn abgeben, machte er eine gehörige Anstrengung, stellte sich wankend auf die Beine, suchte überall die Ruderstange, die er in den Händen hielt, und begann sich langsam zu nähern.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Belletristik.

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. (Verlag F. Fontane u. Comp., Berlin. Die in gleichem Verlage erschienene stätliche Ausgabe der gesammelten Werke Theodor Fontanes erhält mit diesem Nachlaßbande eine schöne Vereinerung. Der Herausgeber Joseph Ettlinger betont zwar in einem ausführlicheren Vorwort von lobenswerter Sachlichkeit, daß die Welt nicht mit irgendwelchen Sensationen überrumpelt werden soll. Auch hat der Verstorbene ja sein Lebenswerk in strenger Selbstkritik selbst abgeschlossen. Aber in den vierzig dickleibigen Mappen, die der Dichter hinterließ, vollgepackt mit schnörkelreichen unveröffentlichten Manuskripten, fand sich doch manches, das nicht nur für den bekannnten Schnüffel- und Sammeltrieb der Nachwelt von Interesse ist. Die sorgfältige Auslese, die Joseph Ettlinger mit Takt und Verständnis besorgt hat, beßigt den Wert eines menschlichen Dokumentes. Sie ist zusammen mit den von Paul Schlenker herausgegebenen „Camerien über Theater“, den Briefen an die Familie“ und den ausgewählten „Briefen an die Freunde“ eine Verbollständigung zum Werke Fontanes als Dichter und Mensch, die wir nicht missen möchten. Gleich der Roman „Mathilde Mörhing“, der nach einer Tagebuchnotiz von dem 72jährigen Fontane in nicht ganz zwei Monaten niedergeschrieben wurde, zeigt den ewig jungen Dichter noch einmal in allen seinen Vorzügen. Die Geschichte dieses tüchtigen aufrechten Mädchens aus dem Berliner Kleinbürgertum spiegelt die Fontanesche dichterische Wesenheit, in deren Realismus so viel geistige Feinheit mitschwingt, wie die Geradlinigkeit seiner Lebensauffassung so ungebunden wieder wie seine besten Schöpfungen. In der Reihe seiner Frauengestalten wird fortan auch Mathilde Mörhing einen Ehrenplatz einnehmen, ja sie ist wohl eines der reinsten Geisteskinde des Dichters in ihrer Pflichtnatur und verständigen Nüchternheit, die für falsche Feierlichkeit und den Lärm mit Gefühlen nicht zu haben ist. Ewig schade, daß Fontane, der klassische Beobachter, der im Brennglas seiner Skepsis, seines Oppositionsgeistes, seines Vorwärtsdranges alle Typen der Großstadt auffing, am Arbeiter vorüberging. Keine seiner Geschichten zeigt eine intimere Fühlung mit dem werktätigen Volke, obgleich gerade er, der klare, unbetörte Durchschäuer der Bourgeoisie, der rechte und gerechte Mann auch für den Arbeiterroman gewesen wäre. Einen Weistag zu des Verstorbenen launiger Satire und seinem beweglichen, glossierenden Geist gibt die Gedichtauslese. Die Gedichte aus früher und letzter Zeit und Gelegenheitsgedichte zeigen allerdings auch wiederum, daß Fontanes lantige Charakterkorrigiertheit sich schwer in reine Lyrik auszulösen vermochte. Bedeutamer sind die literarischen Studien und Eindrisse. Willibald Alexis, in dessen brandenburgischen Romanen ein Stück Fontane-Geist lebt und der sich doch als ein Klein-Humorist von dem Groß-Humoristen Fontane unterscheidet, erfährt hier eine objektive Würdigung. Die schwer endgültige kritische Natur des Dichters offenbart sich namentlich in den „Goethe-Eindrissen“ und „Roman-Reslexen“. Gerade diese kühlen nörglerisch erscheinenden Abhandlungen, in denen das Einzelne herausgehoben wird, lassen andererseits die Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und „Ueberhebligkeit“ im guten Sinne erkennen, mit der der immer zweifelstüchtige Dichter sein Urteil abgab. So stört ihn z. B. in Werthers Leiden die in den Aufzeichnungen zutage tretende Indiskretion Goethes und bei Keller der ewig gleichbleibende Stil, der die Reden seiner Personen nicht lebenswahr koloriert und die deshalb stilllos auf ihn, den Meister der Dialogschattierung, wirken. Ganz der lebendige Fontane, „der Columbus der Marl“, der Heimatsdichter, der noch mehr wie seine märkische Landschaft, seine märkischen Menschen, insbesondere seine Berliner liebt, leuchtet aber aus der kulturhistorischen Studie: Die Märker und das Berlinertum. Hiernach ist der heutige Berliner Großstadtgeist zum Teil gar französischen Ursprungs. Den beachtenswerten Band schmückt ein gutes Fontanebild und von Adolf Menzel, dessen strammer preussischer Geist dem Dichter verwandt war, ist eine Reproduktion der Originalzeichnung beigegeben, die der Maler der Marschierenden dem Dichter der Marschierenden zum 70. Geburtstag verehrt hat.

Helene Böhlau: Das Haus zur Flamm. (Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Nach langer Pause tritt Helene Böhlau (Frau al Naschid Veh) wieder mit einem größeren Roman hervor. Es ist als ob die naturwissenschaftliche These vom Kreis-

lauf aller Dinge sich bei der Dichterin in ihrem Schaffen bewahrheitet habe. Von heiterer, lächelnder, sonniger Kunst nahm sie ihren Ausgang, wirkte in die Verbitterung, in die Anlageliteratur hinein und ist wieder angelangt in den friedlichen Gärten stiller Beschaulichkeit. Nichts mehr von Problem-schriftstellerei, die laute Tendenzfreude schweigt, nur ein paar schöne Menschenleben blühen auf vor dem Leser. Im Haus zur Flamm, das auf der Höhe des kleinen Bergstädtchens steht, sonnengefüllt und durchflutet von ihren Strahlen, wohnt Frau Marianne, die die flammende Sonne in ihrem Herzen aufgefangen hat. Nun ist sie selbst eine Sonne geworden, um die eine Anzahl kleinerer Gestirne kreisen. Der Abglanz ihrer Sonnenseele fällt auf die Menschen um sie herum, auf ihren Wegen ist Wärme und Licht, ist Liebe und Glück. Wenn ich an die prachtvolle Gegenständlichkeit der Böhlauschen Natsmädchengeschichten denke, wo alles von selbst leuchtete, wo alles in der Dichterin miterlebender Phantasie lebendig wurde, bleibe mir in diesem neuen Buche freilich manches unliebendig und Phantastik. Der Böhlau alte Leidenschaft für sieghafte Menschen, die im Lichte schreiten, bricht hier in gefährliche Romantik aus. Die blutwarme, pulsende, roibäckige Kunst der jungen Böhlau hat ihre Erdenfesterheit eingebüßt. Sie sieht ihre Gestalten verklärter, aber auch romanhafter, und ihre Frau Marianne ist in der Häufung von Vorzügen mehr Romanengel als Mensch. Man fühlt bei diesem Ausbund an Schönheit, Güte und Verstand: diese glänzende und schimmernde Idealgestalt ist aus der Sehnsucht eines weiblichen Geistes und nicht aus dem Leben heraus geboren. Denn nur eine Frau kann sich bei ihrem dichterischen Gegenstand so in Superlative verlieren, und man möchte bei all dem Licht auch einmal Schatten sehen. Die Geschichte würde dann echter wirken. Zwar wird die kaum gebändigte Romanhaftigkeit des Buches immer wieder gedeckt durch der Verfasserin Starkgeistigkeit, durch die Blut ihrer Empfindung, vor allem auch durch ihren frischen Humor, der besonders in der tragikomischen Episode von dem modern-südhernen Stilweibchen köstlich zutage tritt. Aber man empfinde die künstlerischen Vorzüge des Buches vollkommener, wenn eben die Heldin etwas unvollkommener wäre. Oder aber, wenn der Leser all das Schöne anschaulich selbst wahrnähme, das „Unbeschreibliche“, das ihm Helene Böhlau — beschreibt. In den Stellen milder Melancholie ist die Verfasserin im sprachlichen Ausdruck über sich hinausgewachsen und hier findet sie ihre reinsten Töne.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 5. Band. Frauennobellen. 6. Band. Kindheitsgeschichten. (Verlag Hamburg-Groß-Vorfel.) Die Haus- und Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung haben in der Literatur ungefähr denselben Zweck im Auge, den etwa in der Malerei der Kunstwart mit seinen guten und billigen Bildreproduktionen verfolgt. Jeder neue Band bringt Wertvolles, und wie jetzt schon die geschmacklosen Geldrude durch leicht erfahrglichen künstlerischen Bildschmuck verdrängt sind, wird auch die Dichter-Gedächtnis-Stiftung hoffentlich dazu beitragen, die Schund- und Sensationsliteratur zu verdrängen.

Das Novellenbuch stellt vier Dichterinnen von anerkanntem Namen und ausgesprochenem Charakter zusammen. Der Verkünderin lodender Triebe, Klara Viebig's saftstrogenen Leidenschaft stammt auf in: Bremende Liebe, einer Tragödie der Mutterliebe auf dem Dorfe. Eine Seelenstudie von außerordentlicher Spürkraft ist Luise von Strauß und Torneggs Bauerngeschichten: Im den Hof, und Martha Renate Fischer bringt ein prächtiges Idyll aus dem Thuringer Lande. Alle drei Novellen tragen den frischen Schollengeruch der heimatischen Erde und wie die Liebe, ist auch die Natur geschaut und geschildert, mit liebevollem Umfang und schlichter Eindringlichkeit. Der gedankenbollen Erzählung „Eine Nacht“ von der Freundin Nietzsche's Lou Andreas-Salome fehlt das dörfliche Milieu, aber auch diese Novelle, die manch seines Wort enthält, ist ein Kabinettstückchen, und es fällt schwer, einer vor den anderen den Preis zuzuerkennen.

Von demselben höchst persönlichen Reiz sind auch die Kindheitsgeschichten. Teils humorvolle Begebenheiten aus fröhlicher Kindheit, teils wehmütige Erinnerungen, tragikomische Erlebnisse und reine Tragik, wie in der traurigen Skizze von Helene Wederle: „Das Opfer“. Hinter jeder Geschichte lugt das Menschliche hervor und das Dichterische zugleich. Hans Lands polemisch zugespitzte Novelle: „Die Bäuerin“ fällt wohl durch ihren Mangel an poetischer Fassung und durch den galligen Tendenzpunkt etwas aus dem Rahmen. Beide Bändchen sind eine erfreuliche Vermehrung des vollständigen Bücherchages.

Auf eine Novellenammlung von meisterlichem Gefüge möchte ich hier gleich noch aufmerksam machen. Ich meine die ganz prächtigen Prosafiguren von Jakob Schaffner, die der Verfasser unter dem Titel: „Die Laterne“ zusammengefaßt hat. (Verlag S. Fischer, Berlin.) Naabe, Heller, Moride, wohl auch Emil Strauß, standen segnend über dem ersten Buche dieses jungen Dichters („Jrrfahrten“), der als Schutergeselle auf seinen Fahrten die Geschenke guter Geister auffing. Die Fertigmigkeit, den frischen Humor, das sinnierende Gemüt, das offene Auge und die Kunst, sein Fühlen in Poesie umzusetzen. Alle diese guten Anlagen haben sich verfeinert, ja sind beinahe virtuos geworden in diesem zweiten Novellenbuch. Man wird es nicht glauben,

daß diese technisch reifen Stücke von einem Autodidanten geschrieben sind. Eine vollendete Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks, eine beinahe seherische Phantasie und eine brennende Lust überzuschäumen. Freilich, der Stimmungsgehalt seines Erstlingswerkes, der so reizvoll die behagliche süddeutsche Beschaulichkeit fühlen lieh, ist einer gewissen Effektmalerei gewichen. Der Schustergefell hat wohl Edgar Allan Poe im Felleisen mit sich herumgetragen. „Der Kilometerstein“ z. B. zeugt dafür. In dunkler Nacht scheuen die Pferde vor dem spukhaft beleuchteten Stein und Pferd und Hund und Fuhrmann werden von Grauen und Geipensternfurcht gepackt. Neben der dämonischen Note aber wieder altfränkische Kleinmalerei, schlichter Einfaltston, wie „Die Grobschmiede“. Die Titelgeschichte „Die Laterne“ streut in anheimelnde Biedermeierei Goldkörner der Weisheit aus. Aus einem Unzufriedenen wird ein Zufriedener durch die Arbeit. Alles ist künstlerisch geschaut und künstlerisch in einem Wurf gestaltet. Man darf Jakob Schaffner mit gutem Gewissen in die Reihe der Berufenen stellen.

Wilhelm Hegeler: Das Aergernis (S. Fischers Verlag, Berlin.) Karl Avenkoser, Roman von Karl Vorromäus Heinrich. (Verlag A. Langen, München.) Ein römischer Schriftsteller spricht einmal von den „Tränen der Dinge“ und dem „Lachen der Dinge“. Das fiel mir beim Lesen dieser beiden Bücher ein. In Hegelers warmquellenender Art, über die ein feiner Sprühregen jeder Fronte geht, spürt man das erquickende Lachen der Dinge, und in dem Heinrichschen Roman, der ruhig und schön dahinfließt, das Weinen der Dinge. Beide Autoren, so unterschiedlich in der Wahl ihres Themas, treiben den Kultus des Sehens zu seiner höchsten Steigerung und sind eins in der inneren Wahrhaftigkeit. Bei keinem ein konstruierter Zug, alles wächst aus einer herrlichen Selbstverständlichkeit heraus, beide erfreuen und bewegen und lassen den Dingen ihre innerste Natur. Darum wirken sie auch so natürlich und es ist, als ob man gar kein Buch gelesen, sondern eine Wirklichkeit geschaut habe. Bei Hegeler eine lächerliche, denn das „Aergernis“ zeigt wieder einmal die frühe Philisternormale, die an einer nackten Brunnensfigur sich höchst sittlich entrüstet. An sich kein überwältigend neues Thema, aber wie es eben der Verfasser bewältigt, das ist sein ganz persönliches Verdienst. Welch munterer Witz, welch liebenswürdige Satire und welch eine sichere Hand der Gestaltung! Diese sichere Gestaltungskunst verblüfft noch mehr bei Heinrich, denn er ist ein Anfänger. Der junge Mann schreibt seine Jugendgeschichte hin wie ein Philosoph. Nicht mit der wehleidigen Vertiefung und stilljonglierenden Abgründigkeit unserer modernen grünen Sensationisten. Nein, einfach bis zur Dürftigkeit, klar bis an die Grenze der Pedanterie. Ohne Ueberchwang nach außen, durchdringend und beionem und im Innern flammen. Ohne Zweifel ist Karl Avenkoser's Geschichte eine Autobiographie. Die Geschichte eines Menschen, der das Glück hatte, unglücklich zu sein, wie ein Paradoxon Peter Altenbergs lautet. Eine Wirklichkeit liegt da, eine weinende, obgleich die Tränen nicht immer nur aus Schmerz fließen, wunderbar erschlossen durch einen Dichter, der so Reiches geben konnte, weil er selbst ein von der Natur Beschenkter war. Ich weiß nichts Besseres hinzuzufügen, als daß ich ein zweites Buch des Autors ersehne.

J. V.

(Nachdruck verboten.)

Verstörter Sabbath.

Von Hermann Heijermans.

Autorisierte Uebersetzung von A. Ruben.

(Schluß.)

Die dickaufgeschwollenen Wangen Onkel Davids blieben friedvoll über ihren Wadenknochen stehen. Kurz nach ihrer Verheiratung hatte er sich wohl mal, ein einziges Mal, gegen sie aufgelehnt — mit den Jahren ließ er alles mit Ruhe über sich ergehen. Je weniger er widersprach, desto schneller ging der Sturm vorüber. Bedächtig zog er seinen Rock aus, setzte sich in Hemdsärmeln in seinen Stuhl und bewegte sich nicht. Was er auch gesagt hätte, würde eine neue Ladung zur Folge gehabt haben — und sogar sein Schweigen reizte.

Erst als sie eine kleine Minute ihren Mund gehalten hatte, während der Wind durch den Schornstein pffte, die Suppe mit den Klößchen auf dem Petroleumkocher surrte, das Stück Lendenbraten in dem Emailletopf so herrlich duftete, daß ihm ganz weh davon wurde, und dicht vor der Haustür der Laternenanzünder auf seine Leiter kletterte, um einen durch den Wind verbogenen Glühstrumpf in Ordnung zu bringen — erst dann sprach er verlegen bei der aufglühenden Straßenbeleuchtung:

„Nun, einerlei — ob Mädchen, oder mit Mädchen — wir können doch nu' wohl essen — mein' Appetit soll se mir nit verderben . . .“

„So?“ antwortete sie sofort, „und das Licht?“

„Ja, das Licht.“ sprach er zahn.

„Und der Petroleumkocher?“

„Ja, das ist mies.“ sprach er besorgt.

Für kein Geld der Erde würde Tante Nöschen oder Onkel David am Sabbath Licht oder Feuer angefaßt haben. Gottesfürchtig von der Kinderzeit an erzogen, hatten sie ihr ganzes Leben lang streng an den Vorschriften geklebt. So wenig er am Sonn-

abend eine Zigarre geraucht hätte, ebenso wenig hätte sie sich eine Verfündigung gegen die Vorschriften bei der Zubereitung der Speisen zuschulden kommen lassen. Die gemüthlichsten Schabbesabende waren immer bei Tante Nöschen, wenn die Familie nach der Mahlzeit um den weiß gedeckten Tisch herumsaß. Datteln, Rosinen, Mandeln und selbstgedachten Kuchen verzehrend — und die alte Tante keine Belegenheit hatte, sich mit ihrem Mann zu zanken. Und heute abend, nun grade, wo sie gegen halb neun vielen Besuch bekommen sollten, wo die gefüllten Schüsseln schon fertig im Schrank standen, wo Onkel David frühzeitig aus der Synagoge zurückgekehrt war, saßen sie in ihren Lehnstühlen bei einer Suppe mit Klößchen, die einem des Wasser im Munde zusammenlaufen machten, und einem Stück Lendenbraten, der mit seinem Duft das ganze Zimmer erfüllte, ohne Mädchen, um die Lampe anzuzünden und den Petroleumkocher auszublauen. Sie konnten noch von Glück sagen, daß der Ofen gefüllt war. So lange sie verheiratet gewesen, war ihnen das noch nicht passiert.

„Sieh zu, daß Du was zu essen kriegst.“ sprach Tante Nöschen, die die Gewohnheit hatte, eifrig kalt zu werden, wenn Onkel David unter solchen Umständen rebellierte.

„Hättest Du.“ fragte er mit einem Schein von Empörung, „hättest Du denn nit selbst das Licht können anzünden, bevor's dunkel g'worden?“

„Hatt' ich nit anders 'was in mein' Kopp?“ antwortete sie spitz. „Mußt' ich ihr Kammer nit nachseh'n — un' mein' Kleiderkranz — un' mein' Goldkästchen? Such' Du nit dahinter, wenn so'n Mädchen, das noch kein' vierzehn Täg' bei Dir is, mit solch' gemeine Schmus weglauft?“

„Du hättest . . .“

„Ich hatt' nig“, biß sie ihn kurz ab: „Und schwadronierste auch noch darüber bis morgen früh — mach' 'was dergewal! Davor schuit' ich mich nu den ganzen Tag ab! Davor qual' ich, mich nu seit heut' morgen früh — vor Dein' Cupp — vor Dein' Fleisch — vor Deinen Magen — vor Deinen Bauch — allein vor Dich — ja, ich ess' viel! — Und da sitzen wir nu im Dunkeln . . .“

„In Gott's Namen denn.“ sagte er mit den Händen über seinen Bauch, der ja in letzter Instanz an allem die Schuld hatte: „in Gott's Namen denn, dann werden wir nit essen. . .“

„Weiste, was Du bist?“ fragte das Frauchen, sich heftig in seinen Stuhl zurücklehnd. „Du bist 'en Idiot!“

„Erzähl' mer 'was Neues“, jagte Onkel David, äußerst zurückhaltend.

„Du allein bist de Ursach“, hämmerte sie los: „Da is nit ein Mädchen, buchstäblich nit eins, oder Du jagst's zum Haus hinaus! Hast' er gestern abend nit sogar die Zeitung in de Ruch' getragen? Mußt' se nicht noch Gehacktes haben? Du! Du! Du bist der Verderb' hier in's Haus“ . . .

Hilflos sah er in seinem Stuhl. Der mohrrote Schein des Petroleumkochers färbte seine fetten Wangen rosig, durchleuchtete einen seiner Nasenflügel wie das lila Blumenblatt einer Tulpe, warf auf die Brillengläser die satanische Glut von Hölleentürchen und auf die Glieder seiner goldenen Uhrkette einen Glanz, wie Sonnenlicht auf den Deckflügel von Sonnenläsern. Auf dem weiß gedeckten Tisch waren die Wassergläser zu karminroten Römern, die Teller und Schüsseln zu violetten Muscheln geworden. Hinter den Scheiben wirbelten die von den Fensterbänken aufstiehbenden Schneeflöckchen. Im grellen Licht der Laterne unten zerstäubten sie silbern. Draußen und drinnen ein Wettstreit von Farben. Aber Onkel David dachte an die Klößchen in der Suppe und Tante Nöschen an ihren Idioten von einem Mann, der die Mädchen verdarb.

Dann aber nach einer lieben langen Stille machte David den ersten gesunden Vorschlag.

„Wenn ich jemand hät“, sprach er bescheidenlich.

„Was vor'n jemand“, sprach sie grämlich.

„Jrgend jemand — jemand“, sprach er in die Luft hinein.

„Ich werd' der doch kein' Antwort mehr geben“, sprach sie spitz. Was gab's denn auch zu antworten? Es war doch niemand da. Keine lebende Seele. Die Menschen unten im Hause konnte man nicht darum bitten, mit denen waren sie seit 'langer schon entzweit. Und oben die Leute? Es war zu albern, darüber zu reden.

„Da unten bei d'e Latern' steht wohl schon zehn Minuten lang 'ne Weibsperson.“ sprach schlichtern David, „wenn ich die hät?“

„Du bist 'n Narr!“ sagte Tante, die Schultern hochziehend.

„Denn nit.“ senkte Onkel. Ruhig lehnte er sich zurück in den munteren Schein des Ofens. Sie wandte sich geärgert der Strafe zu. In dem wieder losjagenden Schneegestöber stand an einem Laternenpfahl gelehnt, ab und zu einem vorübergehenden Manne winkend, ein Tuch um den Kopf geschlungen, stand dort in der Tat eine Dirne, ein Weib in Lumpen mit vom Wind zerzausten, weiß flatterndem Haar. Vor ihren beiden Fenstern beobachteten Tante Nöschen und Onkel David übel gelaunt die Bewegungen der Dirne. Keiner der vorübergehenden Männer beachtete sie. Jeder hatte Eile. Der heftiger loslegende Wind schlug ihre Röcke manchmal so wild auf die Seite, daß ihre mageren Baden aus dem stäubenden Schnee hervorstachen.

Gerade als wieder ein Mann mit ablehnender Gebärde an der Dirne vorübersehte, tat Onkel David etwas Ungewöhnliches, etwas wofür allein sein rebelliischer Magen die Verantwortung trug. Auf seinem Trauring tickte er an die Scheibe, und als die Dirne aufblitzte, tickte er noch einmal.

„Was tu' sie?“ fragte Tante Nöschen.

Zum ersten Male seit Jahren hatte Onkel David den Mut, sie reden zu lassen — sie ruhig reden zu lassen. Zum ersten Male seit einem Menschenalter ging er seinem eigenen Willen nach. Er verließ das Zimmer, ging hinunter, öffnete die Haustür und pffif, pffif. Und dann erklang durch das hohle Treppenhaus seine Stimme: „Mädel, möcht's De was verdienen, Mädel? Ja? Dann puß' Der eben de Fäß' — und komm' mal herauf!“

Fast unhörbar kam sie die Treppe herauf: Unten schon hatte sie, um den Läufer nicht zu beschmutzen ihre Schuhe ausgezogen.

Einen Augenblick befanden sich die drei Menschen in den mildwärmenden Strahlen des Ofens, der Mann, die Frau, die Dirne. Einen Augenblick übergoß sein purpurner Schein ihre Gesichter mit blühender Farbe.

„Bünd' uns, bitte, de Lamp' an,“ sagte Onkel David: „Da liegen de Streichhölzer“

Die Streichhölzer führen krägend am Holz entlang — eine schmutzig bleiche Frauenhand bewegte sich nach dem Gasbahn — die Flamme pustete ins Glas, die Gesichter grau weiß beleuchtend.

„Danke schön,“ sagte Onkel, „und nu' blas' uns auch, bitte, die Petroleumflamme aus.“

Schweigend, verständnislos, mit mechanischem Tun, beugte die Dirne ihre Lippen zu dem Kocher herab, pustete die Flamme aus, und ihr lauer Qualm durchzog das Zimmer.

Tante Nöschen ließ die Nouveaus herunter — Onkel David blühte nervös, ohne weiteres Nachsinnen, in sein Portemonnaie und schwanke zwischen zwanzig und fünfzig Pfennig. Aber trotz über das Licht auf dem Tische, die Gläser, die Teller, das frische Brot und voll Mitleid mit dem verlebten Antlitz der Dirne, einem fastbraunen, vom Trunk aufgedunsenen Antlitz unter verworrenem Haar, worin nur noch ein einziges zerschmelzendes Schneeflockchen silbern blühte, hielt er ihr seine Börse hin, daß sie sich mit ihrer feuchten Hand die halbe Mark daraus lange.

„Danke Ihnen,“ sprach sie beglückt.

„Haben Sie schon gegessen?“ fragte Tante Nöschen.

„Nein,“ sprach blöde lächelnd die Dirne.

„Da,“ sprach Tante, „dann können Sie das nehmen.“

Aus einem Schranke nahm sie das kalte Kotelett, das für das Mädchen bestimmt gewesen war, und einige resolute Butterbrote.

„Gott soll Sie segnen,“ stotterte die Dirne verblüfft.

Steine zehn Sekunden später schlug die Haustür zu, stülte Tante Nöschen die Suppe in die Terrine . . . und zog die Dirne weiter auf die — Suche.

Staub-, Schlag- und Eislawinen.

Das in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Lawinenunglück, das sich am Schalttage dieses Jahres im Ober-Wallis ereignet und eine ungewöhnlich große Zahl von Opfern an Menschenleben gefordert hat, wird gewiß in jedem Alpinisten eindrucksvolle Erinnerungen wachrufen. Bei dem heutigen Stande der Erschließung der Alpen kann auch der Nichtalpinist des großartigen Schauspiel einer Lawine leicht teilhaft werden, denn er braucht zu diesem Zweck nicht mehr als einige hundert Schritte zu Fuß zu gehen. Man steigt beispielsweise in Verlin in die Eisenbahn, fährt bis Interlaken, steigt dort nach Lauterbrunn um, an diesem Ort endlich noch einmal in die Bahn nach der Kleinen Scheidegg, verläßt auf der Wengernalp den Zug, setzt sich auf der Terrasse des behaglichen Gasthauses in einen bequemen Stuhl und wartet ab, bis sich auf dem ungeheuren Vis-a-vis des Jungfrau-Absturzes eine Lawine ablöst. In der Regel wird man nicht lange zu warten haben und wenn das Glück einigermaßen hold ist, kann bei günstiger Jahreszeit bei einem Aufenthalt von wenigen Stunden reichlich ein halbes Duzend starker Lawinen innerhalb dieses unvergleichlichen Ausschnittes des Hochgebirges zu Tal donnern sehen und hören. Wer einmal Zeuge einer wirklich großen Lawine gewesen ist, muß schon recht stumpfe Sinne oder ein schlechtes Gedächtnis haben, wenn er diesen Eindruck jemals in seinem Leben wieder vergißt. Aber die Lawinen sind von sehr verschiedener Art und ihre Eigenschaften und Wirkungen sind, wie schon angedeutet wurde, wesentlich von der Jahreszeit oder, wenn man sich noch genauer ausdrücken will, von dem Schnee- und Temperaturverhältnissen abhängig. Außerdem ist selbstverständlich die Gestalt und Höhe der Gehänge, auf denen sich eine Lawine bildet, von maßgebendem Einfluß auf ihre Entwicklung. Bei der Katastrophe im Lötschental ist besonders hervorgehoben worden, daß die dort niedergegangenen Schneemassen eine Staublawine dargestellt haben. Wie der Name besagt, bestehen diese Lawinen aus Schneestaub, und nicht aus großen zusammengeballten Massen. Daraus ist alsbald zu folgern, daß Staublawinen weniger gefährlich zu sein pflegen als andere, weil sie gleichsam als eine riesenhafte Wolke niedergehen und nicht als eine kompakte Masse. Dadurch wird bei den Staublawinen sowohl die Gewalt des Aufschlags auf den Talboden wie auch die gefährlichste Wirkung des hervorgerufenen Luftdruckes geringer. Im Lötschental müssen nun unglücklicherweise besondere Verhältnisse obgewaltet haben, die die Entstehung eines so schweren Unglücks ermöglichten. Von welcher Art diese ungewöhnlichen Bedingungen gewesen sind, wird erst nach genauerer

Untersuchung festgestellt werden können. Der Schauplatz der Katastrophe, für den der Name Goppenstein (nicht Goppenstein) angegeben worden ist, liegt noch im unteren Abschnitt des vom Lötsch-Gletscher herabkommenden und bei Gompel ins Rhonetal mündenden Lötschentals. Der Talboden befindet sich bei Goppenstein in einer Meereshöhe von 1240 Meter. Die Klüden, die das Tal auf der westlichen Seite begleiten, erheben sich nach den besten Schweizer Spezialkarten bis zu etwa 2500 Meter, während auf der gegenüberliegenden östlichen Seite die Straßlhörner und das Kastlerhorn 3000—3300 Meter ziemlich steil aufsteigen. Obgleich nähere Angaben darüber nicht vorliegen, läßt sich annehmen, daß die Lawine von dieser östlichen Talseite niedergegangen ist, und ein Studium der Karte macht es noch weiter wahrscheinlich, daß der weit ins Tal vorgestreckte Ausläufer des Kastlerhorns, der mit großer Steile gerade den Häusern von Goppenstein gegenüber ins Tal abfällt, die Lawinenbahn abgeben hat. Die Vernichtung der beiden Häuser, die für die Arbeiten des Lötschertunnels dort errichtet worden sind, ist nach den Berichten nicht durch die Lawine selbst, sondern durch den von ihr ausgehenden Luftdruck geschehen. Da Staublawinen, wie gesagt, sonst verhältnismäßig harmlos verlaufen, muß vermutet werden, daß in diesem Falle entweder die Schneemasse der Lawine eine ganz ungewöhnlich große gewesen, oder daß sie erst dicht vor den betroffenen Gebäuden zum Stillstand gekommen ist.

Ferner muß man wohl annehmen, daß große Lawinstürze an dieser Stelle des Lötschentals zu den Seltenheiten gehören, weil weder früher noch jetzt vor Beginn der Tunnelarbeiten besondere Schutzmaßregeln dagegen getroffen worden sind. Das einfachste und sicherste Mittel besteht natürlich darin, daß keine Häuser an solchen Plätzen gebaut werden, die von dauernder Lawinengefahr bedroht werden, und es ist nicht so sehr schwer, in dieser Weise den Lawinen aus dem Wege zu gehen, weil sie gewöhnlich an feste Wägen gebunden sind. Wie zum mindesten jeder aus Schillers „Tell“ weiß, schüßen sich die Bewohner der Alpentäler gegen Lawinen hauptsächlich durch die Aufforstung oder Erhaltung von Wald. Der kleine Walter Tell kann seinem Vater schon die Auskunft geben: „Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern und uns die Schlaglawinen niederstenden“, und Wilhelm Tell fügt dann die Befehlung hinzu: „So ist's, und die Lawinen hätten längst den Flecken Altorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht als eine Landwehr sich dagegen stellte“. Das sind die Baumwälder, deren Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führte mit der Art“, und wie groß die Ehrfurcht der Alpenbewohner vor diesen Wäldern und ihrer Schutzwirkung ist, geht aus der weiteren Sage hervor, daß dem, der sie verletzt, die Hand zum Grabe herauswachsen soll. Schiller hat die Unterscheidung der verschiedenen Arten von Lawinen, wie sie heute üblich ist, noch nicht gekannt und daher die Dinge ein wenig durcheinander geworfen. Die Staublawinen sind dabei überhaupt außer acht gelassen, weil sie eben für relativ gefahrlos gelten. Die „Schlaglawinen“ sind aber von den Gletscher- oder Eislawinen im allgemeinen zu trennen. Allerdings kommen die Schlag- oder Grundlawinen auch aus der Gegend der Gletscher herab, aber sie bestehen meist nur aus Schnee, die eigentliche Gletscherlawine dagegen aus Eis. Diese Unterscheidung ist freilich nicht allzu streng zu nehmen, da fast stets die Eislawinen auch Schnee und die Schneelawinen häufig auch Eis mitreißten; außerdem tritt beim Niedergang der Schneelawinen bis zu einem gewissen Grade eine Vereisung ein. Eine enorme Lawine, die der Verfasser dieser Zeilen im Hochsommer von der Wengernalp aus vom Absturz der Jungfrau beobachtete, enthielt, als sie sich endlich im Tal zu einem ungeheuren Fächer ausbreitete, auch eine große Menge gewaltiger Eisstücke, die in dem Schnee gleichsam fortstammten. Eine Gefahr ist mit diesen Grundlawinen der Jungfrau nie verbunden, weil das davorliegende Tal unbewohnt, und die Gehänge des Berges außerdem so gefornit sind, daß die niederfallenden Massen nicht in einem einzigen Sturz den Abgrund erreichen, sondern mehrfach in ihrer Bahn aufgehalten werden. Bei jener Lawine beispielsweise war die sichtbare Strecke der Bahn in eine Reihe von Abschnitten geteilt, die abwechselnd aus senkrechten Stürzen und Gehängen von geringerer Neigung bestanden, so daß zeitweise fünf Schneelastwagen gleich Wasserfällen übereinander zu sehen waren, die durch Linien langameren Flusses mit einander verbunden waren. Im ganzen dauerte es zehn Minuten, bis die Lawine zur Ruhe gekommen war. Die Schlaglawinen im eigentlichen Sinne sind natürlich noch etwas anderes und brechen mit größerer Höflichkeit über einen Abhang von ziemlich gleichmäßig starker Neigung herab. Für eine Eislawine hat gerade die Gegend der Alpen, wo die andere Mündung des im Bau begriffenen Lötschertunnels zu liegen kommen wird, ein Beispiel geliefert, das seinerzeit großes Aufsehen erregte und auch eine besonders gründliche wissenschaftliche Untersuchung erfahren hat. Es war die Katastrophe am Aletsch-Gletscher oberhalb Randerfer, wo am 11. September 1895 ungefähr 1½ Millionen Kubikmeter Eis von der Zunge des Gletschers abbrach und von einer Meereshöhe von 3400 Meter bis zu einer solchen von 2000 Meter ins Tal raste. Damals war der Luftdruck so stark, daß die Stämme eines mächtigen Ardenwaldes wie Streichhölzer zerknickt wurden.